

PETRA GABRIEL

Die Köchin und der König

HISTORISCHER ROMAN

Petra Gabriel wuchs in Stuttgart und am Bodensee auf. Seit 1982 lebt sie mit ihrer Familie am Hochrhein. Über fünfzehn Jahre lang war sie Redakteurin in der Lokalredaktion des Südkurier in Bad Säckingen, die meiste Zeit als stellvertretende Leiterin. Seit 2004 arbeitet sie als freiberufliche Journalistin und Schriftstellerin. Petra Gabriel ist Autorin von bisher fünf historischen Romanen: »Zeit des Lavendels«, »Die Gefangene des Kardinals«, »Waldos Lied«, »Der Kartograph« und »Die Konkubine«. Im Emons Verlag erschienen außerdem die Kriminalromane »Tod am Hochrhein« und »Alemannischer Totentanz« sowie »Der Klang des Regenbogens«, ein Mystery-Roman. Ein weiterer Hochrheinkrimi ist in Vorbereitung.

www.petra-gabriel.de

Dieses Buch ist ein Roman, und alle darin geschilderten Ereignisse sind frei erfunden. In besonderem Maße gilt das für Handlungen und Äußerungen der auftretenden oder erwähnten Personen, auch wenn einige von ihnen nicht der Phantasie der Autorin entsprungen sind.

Im Anhang finden Sie die (Liebes-)Rezepte Mathildes, die Lieder Steinmars, ein Glossar (Begriffe und Orte) sowie ein Verzeichnis der realen Personen.

emons:

Für Mulle und Krümel.
In Liebe.
Und weil wir zusammen so schöne Geschichten gemacht haben.



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-89705-887-3
Historischer Roman
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Die Nacht war zu hell. Aber sie konnten die Übergabe nicht verschieben. Das dreifach gefaltete Leinen war hier nicht mehr sicher. Der lederne Beutel mit dem Grabtuch, den er unter dem weißen Überwurf mit dem roten Kreuz verborgen hielt, glühte wie Feuer und brannte wie Eis. Als würde ihm das Antlitz des Gekreuzigten durch Leder, Harnisch und Kettenhemd hindurch in die Haut gesengt. Der Vollmond, dessen Licht sich im Gekräusel des Wassers brach, zog ein Gesicht. Eine Böe wehte ihm den Geruch des Meeres in die Nase, diese Mischung aus Salz, Tang und toten Fischen. Vom Hafen auf der anderen Seite der Landspitze drangen Geräusche zu ihm herüber. Poltern, Klappern, Knarren, noch verstärkt durch den Hall, den das Wasser erzeugte. Wahrscheinlich wurde dort trotz der späten Stunde ein Schiff entladen. Dem Mondstand nach musste es weit nach Mitternacht sein.

Der Tempelritter tastete zum hundertsten Mal nach dem Bündel. Es war so leicht und wog doch so schwer. Das Stück Stoff, das sorgsam in Kalbsleder eingenäht, verschnürt und versiegelt worden war, stand für die Zukunft der Christenheit. Und ausgerechnet er musste es hüten, bis der Mann kam, der es fortbringen würde.

Er erschauerte und zog die Schultern hoch. Wieso erschien der Händler nicht? Er drückte sich noch etwas mehr ins Dunkel einer Nische in den Mauern von Akkon und zog die Kapuze seines Mantels über die lockigen, nackenlangen Haare. Sein Gesicht war nun nicht mehr zu erkennen. Das Kreuz auf seiner Brust verschwamm zu einer Ahnung. Er kauerte sich auf seine Fersen, presste den Rücken an die Mauer. Nun drang ihm die Kühle der mächtigen Quadersteine durch Mark und Bein. Er hörte den unmelodischen Ruf eines Sturmvogels. Als eine Ratte über seinen linken Fuß huschte, hätte er beinahe aufgeschrien.

War da noch ein anderes Geräusch? Der Tempelritter richtete sich auf und beugte sich etwas vor. Er kniff die blauen Augen zusammen. Doch er sah nichts als den Himmel und die See, spürte nichts als den Druck der Buckelquadersteine gegen seinen Steiß, hörte nichts als die Brandung, die in stetem Rhythmus gegen die Steine klatschte. Nein, er hatte sich geirrt. Ein Mondstrahl erfasste den reich verzierten Griff seines Schwertes.

»Ihr solltet vorsichtiger sein und im Schatten der Mauern bleiben, mein Freund. Der Schatz, den Ihr tragt, ist zu kostbar, um ihn leichtfertig aufs Spiel zu setzen«, raunte ihm plötzlich eine Männerstimme ins Ohr.

Der Templer fuhr herum. Er hatte noch nicht einmal das Kollern eines Steines gehört, obwohl an dieser Stelle der Uferbefestigung viel Geröll lag. »Wo kommt Ihr denn her? Seid Ihr ein Geist?« Seine Stimme war die eines jungen Mannes, noch weich, mit dem Nachhall des Stimmbruchs. Er hatte den Akzent der Franzosen. Neugierig musterte er den Ankömmling. Er sah einen älteren Mann, um die vierzig vielleicht. Dann erst entdeckte er den kleinen Kahn, der ein ganzes Stück weiter westlich auf den Wellen schaukelte.

Der Mann lachte leise. »Von irgendwo und nirgends. Habt Ihr das Geräusch meiner Ruder nicht gehört? Ihr solltet wirklich besser auf Euch achten. Ihr seid wohl noch nicht lange im Heiligen Land? Hier gibt es viele Geister. Nach der abgesprochenen Parole habt Ihr mich auch noch nicht gefragt.«

Der Templer kniff die Lippen zusammen und starrte ihn prüfend an. Vom Gesicht des Mannes war außer dem Geflecht von Fältchen um die Augen, wenn der Mond einmal kurz hinter den Wolken hervorkam, nicht viel zu erkennen. Der Händler hatte den Stoff seines Turbans nach der Art der Nomaden bis unter die Augen gewickelt. Er war einfach gekleidet, um nicht zu sagen ärmlich. Sein weiter Umhang, aus einem robusten Baumwollstoff gefertigt, wirkte schon fadenscheinig. Darunter trug er einen knöchellangen Kaftan, der ihm viel Bewegungsfreiheit ließ. Dieser Mann sah aus wie ein armer orientalischer Händler, wie einer unter vielen. Er würde nicht auffallen. »Dann nennt die Parole«, forderte er ihn barsch auf.

Sein Gegenüber hatte die Musterung ungerührt über sich ergehen lassen. Er streckte die Hand aus. »Gebt mir, was Ihr mir geben sollt.«

Der Templer zuckte zurück, als wollte er seinen Schatz nun doch nicht hergeben. Er wirkte wie ein Liebender, der seine Liebste nicht loslassen kann. »Erst die Parole«, forderte er.

»Für Gottes Reich.« Der Mann zischte die Worte mehr, als dass er sie sprach.

Der Templer verneigte sich leicht. »Gestattet, dass ich mich vorstelle. Thiéry –«

Der Händler unterbrach ihn mit einer brüsken Handbewegung. »Lasst

das. Es ist nicht wichtig, wer Ihr seid oder wer ich bin. Je weniger wir übereinander wissen, umso besser. Jetzt zählt nur, was Ihr mir zu übergeben habt.«

»Wo bringt Ihr es hin?«

»Auch das müsst Ihr nicht wissen. Wer nichts weiß, kann nichts veraten.«

Der Tempelritter packte den Händler ärgerlich an der Schulter, doch dieser schüttelte die Hand lässig ab. »Ich sagte es doch, Ihr seid noch nicht lange im Heiligen Land und wisst noch nichts von den Folterkünsten der Männer von Sultan Baybars. Unter ihren Händen redet jeder. Gebt es mir. Wir halten uns schon viel zu lange hier auf.«

»Nicht hier.« Er brach ab. »Folgt mir. Um das Boot kümmere ich mich später.«

Der Händler lachte leise. »So stimmt es also, was manche sagen. Die Tempelherren haben von ihrer Festung aus unter dem Quartier der Pisane hindurch einen Gang gegraben.«

Der Templer schaute ihn erschrocken an. »Das sagen die Leute?«

»Gemach, gemacht. Niemand weiß etwas Genaueres. Doch so ein Bau lässt sich nicht verbergen. Es macht Lärm, ein Loch durch den Felsen zu treiben, egal, wie vorsichtig die Arbeiter auch sein mögen. Nun rätseln die Leute, wo die geheimen Eingänge liegen. Doch sie wissen es nicht. Wenn sie es wüssten, hätte ich davon gehört. Aber ich werde es ja nun erfahren, nicht wahr?« Erneut erklang dieses leise Lachen. »Macht Euch keine Sorgen, junger Tempelherr. Ich kann schweigen. Oder warum, glaubt Ihr, hat Euer Großmeister mich gerufen?«

Statt einer Antwort griff der Templer hinter sich und zog zwei Kien-späne aus einer Mauerspalte hervor. »Kommt.«

Er drückte gegen die Quader, ein Grollen ertönte, und eine Öffnung tat sich in dem für den Blick von Unkundigen fest zusammengefügt erscheinenden Mauerwerk auf. Erst als sie durch die Öffnung geschlüpft waren, gab er dem Händler eine der Fackeln. Dann entzündete er beide.

Die Flammen beleuchteten ein tonnenförmiges Gewölbe. Die Steine der Wände und Decken waren glatt behauen, der Boden bestand aus blankem Fels.

Sie waren etwas mehr als tausend Fuß gegangen, als der Templer seinen Begleiter leise anwies, die Fackel zu löschen. Erneut machte er sich an Steinquadern zu schaffen, erneut rollte ein Teil der Mauer wie von Geisterhand zur Seite.

»Wartet, ich habe vorhin gehört, wie ein Schiff entladen wurde.« Er spähte hinaus. »Nein, das muss im großen Hafen gewesen sein. Hier ist alles ruhig.«

»Wo sind wir?«

»In der Nähe des inneren Hafens. Dort vorne ist die Karawanserei. Es scheinen alle fest zu schlafen. Ich sehe kein Licht. Habt Ihr ein Reittier?«

Der Mann nickte. »Es steht vor den Stadtmauern, gut versteckt. Gebt mir jetzt, was Ihr mir geben sollt.«

Der Templer zögerte einen Moment. Schließlich zog er ein längliches, schmales Bündel aus seinem Mantel und reichte es behutsam weiter. »Ihr müsst –«

»Ich kenne den Weg.« Der Mann nahm das Paket, verstaute es in seinem Gürtel und wandte sich ohne ein weiteres Wort um. Er tauchte ein ins Gewirr der Gassen. Die Brandung des Mittelmeeres übertönte seine Schritte; die See sang der letzten Hochburg der Kreuzfahrer im Heiligen Land ein beständiges Wiegenlied. Doch der Eindruck des Friedens trog.

Der Mond verbarg sein Gesicht hinter Wolken. Der Händler duckte sich. Er musste ungesehen an den Schiffen vorbeikommen, die im Hafen dümpelten. Nichts rührte sich. Offensichtlich schliefen inzwischen selbst die Wachen, die an Bord zurückgelassen worden waren. Er schlug einen Haken in westliche Richtung. Die Häuser standen im Venezianischen Viertel dicht an dicht. Wie ein Schatten tauchte er immer wieder in die Dunkelheit schmaler Durchgänge. Nach einer Weile wandte er sich gen Norden, verließ das Viertel der Venezianer, passierte das Hospital des Deutschen Ordens, hielt kurz inne, brummte etwas, schüttelte den Kopf und ging weiter.

Der Mond erschien wieder hinter seinem Wolkenvorhang. Auf einen Schlag wurde es heller. Das war nicht gut. Glücklicherweise war es nicht mehr weit bis zur kleinen Pforte, auf die er zusteuerte. Sie lag in der Nähe eines Wehrturms in der nordöstlichen Wehrmauer und war selbst im Mondlicht kaum auszumachen. Er klopfte leise. Die schmiedeeiserne Tür schwang quietschend auf.

Er hielt inne und neigte lauschend den Kopf. Nichts.

»Kannst du nicht vorsichtig sein?«, raunte er dem Wächter zu, der ihm die Pforte aufgeschlossen hatte. Dann griff er unter seinen Umhang und drückte dem Mann einen Beutel in die Hand. Die Münzen darin klimperten leise.

Der Wächter wog den Beutel in der Hand, nickte und zerrte eine lange Leiter hinter einigen aufgeschichteten Steinen hervor. Gemeinsam schoben die beiden Männer sie über den breiten und tiefen Wassergraben, der vor dem doppelten Wall der Mauern von Akkon lag und die Stadt zusätzlich vor Angriffen aus dem Hinterland schützte. Dann balancierte er vorsichtig darüber, immer darauf bedacht, nicht in den Abgrund zu blicken, der unter ihm gähnte. Schließlich war er am anderen Ufer angekommen. Er wandte sich noch einmal kurz um, nickte dem Wächter zu und verschwand schließlich zwischen den vereinzelt stehenden Büschen der Ebene im Norden der Stadt.

Der Wächter blickte ihm nach, während er den Beutel mit Bakschisch erneut in der Hand wog. Er war schwer genug. Also war er bereit zu vergessen. Andererseits – Baybars, der große Mamluk, war bekannt dafür, dass er gut für eine solche Nachricht zahlte. Und zwei Beutel waren besser als einer.

Der Händler zog eine zierliche Eselin am Zügel hinter einem Gestrüpp hervor. Er steckte das Paket in die Satteltasche und schwang sich auf den Rücken des Reittieres. Seine Füße berührten fast die Erde. Mit einer Gerte schlug er der Grauen aufs Hinterteil. Die setzte sich eher widerwillig in Bewegung und fiel in einen kurzen Trab. Der Händler drehte sich einmal kurz um. Akkons Mauern wirkten abweisend. Als trauerte St. Jean d'Acres, nun seit etwa vierzig Jahren die behelfsmäßige Hauptstadt des Königreichs Jerusalem, um ihre Schwester Jerusalem, die gefallene Perle, die noch immer in den Händen der Ungläubigen war.

Er zog den Stoff vor seinem Gesicht noch ein wenig höher. Seine scharfen Augen musterten unablässig die Gegend, während er sich immer weiter von den trutzigen Mauern entfernte. Doch er konnte keine Verfolger ausmachen. Er sah nichts als das weich gewellte, zum Horizont hin hügelige Land von Kanaan.

Der Morgen dämmerte bereits, als er die Festung auf dem hohen Felssturz erblickte. Die großen Quadersteine leuchteten im Morgenrot. Er nickte zufrieden. Montfort kauerte sich wie ein junger Adler in sein Nest. Wer ohne Zustimmung der Burgbewohner dort hinaufwollte, würde es schwer haben. Das Tuch war sicher in der Bastion des Deutschen Ordens. Doch er musste sich beeilen, um ungesehen in die Burg zu kommen. Der Himmel im Osten wurde schnell heller. Bald würde die Sonne sich vollends über den Horizont geschoben haben.

Morgen würde er noch einmal aufbrechen und eine letzte Reise mit dem Heiligen Tuch antreten, ehe es dann für lange Zeit hinter den sicheren Mauern von Montfort verschwand. Er hatte es Rudolf versprochen, es ihm mit dem Heiligen Eid der Marianer geschworen. Albrecht, der Habsburger, wartete in seinem Grab zwischen Akkon und Tyros darauf, dass er es ihm zeigte. Auch um das Leinen mit dem Antlitz Christi zu schützen, war Albrecht vor über dreißig Jahren ins Heilige Land gezogen. Und viele mit ihm. Er hatte es nie gesehen. Doch morgen würde er es zu ihm bringen, würde er es ihm auf die Brust legen. Für einen kurzen Moment nur, in der Hoffnung, dass Albrecht dadurch der Vergebung der Sünden teilhaftig wurde und Eingang fand ins Paradies.

Und dann würde er den Sohn Gottes um seinen Segen für das Haus Habsburg anflehen. Zur Mehrung des Ruhmes dieses kämpferischen Geschlechts. Und um Schutz und Schirm für Rudolf, den Sohn Albrechts, auf dessen Weg zum Thron.

Das rhythmische Trommeln, unterbrochen vom Klatschen von Lederriemen auf nackter Haut, war zu hören, lange bevor der Zug durch das Waldshuter Osttor kam. Es übertönte sogar das Prasseln der mit Schneegriesel und kleinen Hagelkörnern vermischten Regentropfen auf dem Lehm Boden. Die ersten Schaulustigen erschienen oder hingen neugierig in den Fenstern. Mathilde seufzte. Die Feuchtigkeit hatte bereits den Weg durch ihren Hemdausschnitt und den Rücken hinunter gefunden. Ihr Umhang aus grober Wolle war vollgesogen und schützte sie nicht mehr vor dem nasskalten Novemberwetter. Bei dem Gedanken an die Prozession, die sich da dem Stadttor näherte, bekam sie zusätzlich eine Gänsehaut. Sie wollte das nicht sehen. Eine Mischung aus Ekel und Faszination trieb sie dennoch vorwärts, sie drängte sich durch die Gaffer, um besser sehen zu können. Der tagelange Dauerregen schlug jedem auf die Stimmung. Und der Zug der Büßer versprach immerhin eine Abwechslung.

Anfangs hatte sie wegen der Trommeln einen Überfall des Neuenburgers befürchtet. Doch dessen Männer kamen mit Schwertern, Lanzen, Äxten und nagelbewehrten Knüppeln, nicht mit Peitschen. Die Angst ging um in Waldshut. Es gab Gerüchte, dass der Bischof von Basel plante, die Stadt seines Erzfeindes Rudolf von Habsburg dem Erdboden gleichzumachen. Wer sollte ihn auch zur Rechenschaft ziehen? Der Landfrieden war lange dahin. Und die Großen nahmen keine Rücksicht auf die Kleinen, auf ein paar Tote, Zerstückelte oder Waisen mehr, wenn es darum ging, ihre Streitigkeiten auszutragen und ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen. Waldshut war zwar befestigt, aber noch eine junge Siedlung, erst vor etwa zwanzig Jahren als Tor über den Rhein zu den Besitzungen des Habsburgers und nach Klingnau gegründet. Die Stadt hatte dem Neuenburger nicht viel entgegenzusetzen. Es gab nur eine kleine Wachmannschaft.

Eine Hand tippte ihr von hinten auf den Rücken. Mathilde fuhr herum.

»Willst du die Hühner nun oder nicht? Entscheide dich, Mädchen, die Geißler kommen«, herrschte die dicke Bäuerin sie an. Sie war Mathilde nachgekommen. Die Frau brannte wohl darauf, ihre Siebensachen zu-

sammenzupacken, um sich das Spektakel in Ruhe anzuschauen. Mathilde blickte zurück zum Marktplatz. Auch die anderen Händler kramten eiligst ihre Waren zusammen. Im Gefolge der Flagellanten streifte Gelichter durchs Land, das wusste jeder. Diebe, die einen Apfel schneller als ein Augenzwinkern in ihren Taschen verschwinden lassen konnten.

Mathilde zuckte die Schultern. Was blieb ihr anderes übrig. Die vier Hühner in den Holzkäfigen der Bäuerin waren dünn, zwei davon weit jenseits des Alters, in dem sie noch Eier legen konnten. Es würde schwer werden, aus diesem zähen Federvieh eine zarte Speise zu bereiten. Ihr guter Ruf stand auf dem Spiel. Und der des Gasthofs »Zum Salm«, fügte sie der Vollständigkeit halber hinzu. Dort kochte sie seit vier Wochen. Sie hatte sich als Küchenmagd verdingen müssen, um nicht zu verhungern.

Sie gab seufzend ihren guten Platz auf und ging zurück zum Stand der Bäuerin. Dort prüfte sie noch einmal die mageren Hühner. Sie sahen noch immer alt und zäh aus. Doch ausgerechnet für diesen Abend hatte sich überraschend eine Gesellschaft adeliger Herren angekündigt. Und andere Vögel würde sie heute wohl nicht mehr finden. Hoffentlich bekam sie keine Prügel vom Salmwirt, weil sie keine besseren Tiere brachte.

»Was is nun? Weißte endlich, wasde willst?« Die Stimme der Bauersfrau wurde noch eine Spur ruppiger. Mathilde nickte ergeben. Warum nur bestand der Salmwirt darauf, dass sie die Waren einzig von dieser Bäuerin bezog? Er hatte wohl einen Handel mit ihr abgeschlossen.

Die Bäuerin sah Mathilde streitlustig an und stopfte die flatternden, wild kreischenden Hühner in deren Korb. Die neue Magd im Salm würde schon noch begreifen, wie die Dinge lagen.

Sie musterte sie ungeniert. Die Kleine war entschieden zu ansehnlich, drall an den richtigen Stellen, mit dem unschuldigen Gesicht eines Engels. Doch sie hatte es offenbar faustdick hinter den Ohren. Denn die rauchgrauen großen Augen mit den grünen Sprenkeln hielten ihrem Blick ohne das geringste Anzeichen von Unsicherheit stand. Trotz des regennassen Umhangs reckte sie sich sogar noch ein wenig höher auf und hob energisch das kleine Kinn mit dem Grübchen. Haselnussbraunes lockiges Haar ringelte sich unter ihrer Mantelkapuze hervor und bildete einen reizvollen Kontrast zur Farbe der Augen unter den schmalen Brauen. Eine davon zog sie spöttisch hoch. Ob dieses Mädchen wirklich so selbstsicher war, wie es sich gab?

Die Bauersfrau strich sich mit der Hand über ihr durchnässtes Kopftuch, als wollte sie ihre Haare richten. Dann wurde ihr Blick tückisch. Baldur würde seiner neuen Magd gehörig die Leviten lesen, wenn er die Hühner sah. Und anschließend dafür sorgen, dass er nicht übervorteilt wurde. Das Winterholz hatte er, wie abgemacht, schon geliefert. Deshalb würde er sich von ihr auf andere Weise entschädigen lassen. Wie sie ihn kannte, noch in dieser Nacht. Doch diesen Preis zahlte sie gerne. Baldur war zwar nicht gerade zartfühlend, aber er war ansehnlich ausgestattet und so unermüdlich wie ein guter Zuchtbulle. Nach einem letzten Blick auf das Mädchen wandte sie sich ab.

Mathilde ergriff den Henkel des Korbs mit den Hühnern und hob ihn hoch. Die Vögel protestierten gackernd. Da entdeckte sie den Zug, der nun das Stadttor passierte. Vorneweg stapfte ein Trommler durch den Matsch. Er drosch im Takt des Herzschlages mit einem Schlegel aus dem Oberschenkelknochen eines Menschen auf eine aufgeblasene Schweinsblase ein. Neben ihm marschierte ein Predigermönch in einer löchrigen Kutte von undefinierbarer Farbe. Kreischend und gestenreich beschwor er alle Qualen der Hölle und forderte milde Gaben für die Büber.

Immer mehr Schaulustige strömten herbei, um sich dieses Spektakel anzusehen. Es würde noch über Tage viel Gesprächsstoff liefern. Ausgemergelte Gestalten, alle barfuß, wateten müde durch den aufgeweichten Lehm Boden, in den sie an manchen Stellen knöcheltief einsanken. Der Lehm gab jedes Mal ein protestierendes Schmatzen von sich, wenn ein Fuß wieder herausgezogen wurde. Nach einer Weile murrten die Umstehenden enttäuscht. Es war wie immer. Die wirklich guten Flagellanten, die, die sich richtig heftig geißelten, dass das Blut nur so über den Oberkörper strömte, bevorzugten die größeren Orte. Dort war mehr zu holen. Das hier war noch nicht einmal ein mittelmäßiger, es war ein kläglicher Zug. Nur etwa fünfzehn Büber schlugen sich im Rhythmus der Schweinsblase den nackten Rücken wund. Die Körper der Vorüberziehenden waren von einer grauen Mischung aus Matsch, Kot und Pisse bedeckt, egal, ob Mann oder Frau. Sie waren nicht besonders gut. Nur wenige Blutstropfen zogen Schlieren durch die klebrige Dreckschicht.

Ach ja, die Basler und die Freiburger waren andere Geißler gewohnt, hörte man. Solche, die kräftig draufhauten und herrlich durchdringend stöhnten, die verzweifelt mit den Augen rollten oder wenigstens Schaum vor dem Mund hatten. Diese Gestalten hier hatten Augen wie tote Fi-

sche, ihr Stöhnen wirkte unecht. Da waren Tricks und betäubende Kräuter im Spiel. Das merkte selbst Mathilde.

Die Hühner in ihrem Korb gackerten bei dem Lärm wieder Zeter und Mordio. Da blieb Mathildes Blick an einer Frau im Zug der Geißler hängen. Sie war hochgewachsen, bis auf die Knochen abgemagert und schon sehr alt. Weit über vierzig Jahre, schätzte sie. Ihre nackten Brüste hingen schlaff und faltig herab und zitterten bei jedem Schlag. Mathilde bemerkte, dass einige Männer wollüstig grinsten. Ihr Lief erneut ein Schauer über den Rücken. Die dunklen Augen im hohlwangigen Gesicht der Büßerin glühten wie Kohlen. Ihre mageren Arme führten die Geißel mit schier unglaublicher Kraft. Sie murmelte unentwegt etwas vor sich hin. Aber was, das war nicht zu verstehen. Als sie vorbeizog, sah Mathilde, dass an den Riemen ihrer Geißel scharfe Metallsplitter befestigt waren. Der magere Rücken, an dem man jede Rippe abzählen konnte, war eine einzige Wunde.

Das gefiel den Leuten. Sie piffen und jubelten ihr zu. Hinter dem Verhalten der Frau steckte bestimmt eine schreckliche Sünde. Dafür gaben die Gaffer gerne einen Obolus. Verschmutzte Kinder mit laufenden Rotznasen sammelten die Gaben ein. Kohlköpfe flogen in den Matsch vor dem Zug, ein Stück gesalzener Fisch segelte hinterher und verschwand blitzschnell in einem Beutel.

»Gib ein Huhn für ein Vergelt's Gott«, krächte eine heisere Kinderstimme. Gleichzeitig spürte Mathilde einen schmerzhaften Kniff am Unterarm. Die Umstehenden blickten sie erwartungsvoll an.

»Los, gib dem Kleinen ein Huhn«, zischte eine Frau.

Der Knirps, ein Junge von etwa vier Jahren, hatte sich siegessicher vor Mathilde aufgefplant. Doch die wand sich. »Tut mir leid, die Hühner gehören mir nicht. Ich habe nichts, was ich dir geben kann.«

Von hinten spürte sie einen derben Stoß, der sie fast umgeworfen hätte, von vorne fauchte der Kleine zurück: »Sollst tausend Jahre in der Hölle schmoren!« Die Umstehenden feixten.

Plötzlich fühlte sich ihr Korb ziemlich leicht an. Mathilde hob das Tuch. Verdammt, während der Kleine sie vorne verfluchte, hatte ein anderer von hinten eines der Hühner gestohlen. Verteufelte Diebesbrut. Nun würde sie selbst hungern müssen. Salmwirt Baldur hatte kein Mitgefühl, wenn es um sein Eigentum ging, jeder Verlust wurde ohne Wenn und Aber von dem wenigen abgezogen, das er seinen Bediensteten zugestand.

Mathilde schossen die Tränen in die Augen. »Diese verwünschte, gott-

verdammte Hurensatansbrut«, schimpfte sie leise vor sich hin – und trat so wütend in eine Pfütze, dass der Matsch ihren Umhang hochspritzte. Sie versuchte, den Dreck abzuwischen, doch das machte die Sache nur schlimmer.

»Werte Jungfer, könntet Ihr bitte zuerst von meinen malträtierten Zehen steigen und dann Euren Umhang reinigen?«

Mathilde schaute erschrocken auf – direkt in die braunen Augen eines etwas korpulenten, mittelgroßen Mannes.

»Oh, verzeiht, Herr.« Hastig und verlegen hob Mathilde ihren Fuß.

»Es war mir ein Vergnügen, holde Maid«, meinte der Mann mit einem Kratzfuß. »Passt nur auf, dass Euch der Teufel nicht wirklich in sein Feuer holt.« Er lachte schallend, als er Mathildes erschrockenes Gesicht sah. »Nun, so schlimm isst es auch wieder nicht. Wenn jeder, der flucht, in die Hölle käme, wäre dort kein Platz mehr für die wirklichen Sünder.«

»Ich weiß«, gab Mathilde schluchzend zurück. »Aber mein Huhn. Das verdammte Diebespack! Diese Satansbraten haben mir ein Huhn gestohlen.«

»Ah ja, fast hätte ich es vergessen.« Der Mann hielt ihr ein flatterndes und zeterndes Bündel hin. Es war ihr Huhn, das er an den Füßen gepackt hielt.

»Oh Herr, ich danke Euch. Die Heilige Jungfrau Maria möge Euch für Eure gute Tat belohnen!« Mathilde strahlte den Fremden dankbar an, die Grübchen in ihren Wangen wurden tiefer. In den Augen des Mannes glomm mit einem Mal ein Funke auf, den sie von der Arbeit im Wirtshaus inzwischen nur allzu gut kannte. Ihr Lächeln gefror.

»Oh, ich wüsste schon eine Belohnung«, erklärte er anzüglich.

Mathilde wollte gerade eine patzige Antwort geben, da hörte sie hinter sich eine zweite Stimme rufen: »Nogger von Klingnau, das werde ich Eurem Weib sagen. Ihr seid doch sonst nicht auf Abenteuer aus.«

»Das war doch nur ein Scherz. Die kleine Wachtel hier ist schon sehr verführerisch, ich wollte sie jedoch nur ein wenig aufmuntern«, knurrte der Gerügte.

»Stimmt, ansehnlich ist sie, unsere holde Maid. Ein wenig dreckig, aber ansonsten ist alles dran. Kleine Wachtel. Hm. Das passt. Zumindest, soweit ich das bisher sehen kann«, bestätigte der Mann in Mathildes Rücken. Ein Lachen schwang in seiner Stimme. »Außerdem gebührt die Belohnung ohnehin mir, mein Freund. Ich habe den kleinen Hühnerdieb erwischt.«